

Moruroa – oder: Wenn das Paradies zur Hölle wird

Die französische Armee sieht sich mit einer Flut von Prozessen konfrontiert: Die an den Atombombentests in Polynesien beteiligten Veteranen leiden weit überdurchschnittlich häufig an Krebs. Die bisher ergangenen Entscheide zeugen von seltsamen Verschleierungs- und Behinderungsmethoden der Armee. Die nächsten Urteile werden zeigen, ob die Taktik Bestand hat; sie fallen in diesen Tagen.

von Christian Schmidt

Kleiner weisser Hund, blaue Jacke, Brille. Ruet ist leicht zu erkennen, wie er am Bahnhof von Aix-les-Bains steht. Das ist also der Mann, der dem französischen Staat ein erstaunliches Urteil abgerungen hat: „Monsieur le Secrétaire d’Etat chargé des Victimes de Guerre contre Monsieur Ruet Jean-Paul, 73100 Aix-les-Bains“. Dass die Armee sich geweigert hat, die medizinischen Aufzeichnungen aus Ruets Militärdienstzeit in Französisch-Polynesien herauszurücken, und zwar „ohne jede Erklärung“, haben die Richter als Schuldeingeständnis ausgelegt. Offenbar stehen da Dinge – Wahrheiten – drin, für die die Armee lieber Geld ausgibt als sie offen zu legen. Ruet erhält seither eine fünfzigprozentige Invalidenrente.

Trotzdem wirkt der Sieger etwas verloren, wie er so wartend dasteht. Körperlich gehe es ihm zwar nicht schlecht, hatte Ruet am Telefon gesagt; der Krebs sei weg, aber er wisse nicht, wie es weitergehe. Er hat zwar „la grande muette“ bezwungen, die französische Armee, die „grosse Schweigende“, aber was hat er davon? Wie lange lebt er noch? Was alles hat radioaktive Strahlung sonst noch in ihm zerstört?

Es lag auf der Hand, dass Ruet, 1947 geboren, auch in der Armee als Mechaniker arbeiten würde. Aufgewachsen als Sohn eines Garagisten, sollte er den Betrieb übernehmen. Bei der Aushebung meldete er sich für die Marine, das reizte ihn, und irgendwann hiess es verheissungsvoll: Warum nicht in den Pazifik? Die Welt ist gross!

Mehr habe man ihm nicht gesagt, erklärt Ruet, und sicher nichts von Atomwaffentests. Inzwischen vom Bahnhof nach Hause gefahren, holt er das Fotoalbum aus der Wohnwand. Es zeigt: ein bleicher, schwächlicher Jüngling auf der Veranda eines Holzpavillons, im Hintergrund das Meer; der Jüngling zwischen Palmen; der Jüngling am Heck eines graugestrichenen Schiffes; zusammen mit ein paar Jungs am Strand. Dazwischen: Eine dunkelhäutige junge Frau, die mit geschürztem Rock durchs Wasser wadet und lachend auf den Fotografen zugeht. Wenn er könnte, wenn er die Mittel hätte, würde er sofort wieder gehen, sagt Ruet. Er macht eine Pause, dann fügt er an: „Es war das Paradies“.

Und die Hölle. Ruet war ab Februar 1968 für 16 Monate in Polynesien stationiert. Vier Jahre zuvor hatte Frankreich auf den Atollen Moruroa und Fangataufa gebaut, was fortan

unter dem verharmlosenden Namen „Centre d'Experimentation du Pacifique“ bekannt wurde. 193 Atombomben sollten hier insgesamt getestet werden. 41 der „Schüsse“, wie Ruet sagt, liess man in der Atmosphäre hochgehen, den Rest im Untergrund. Die Bomben wurden entweder auf Frachter geladen und explodierten über dem offenen Meer, sie wurden an der Spitze von Türmen auf den Atollen selbst gezündet, oder sie gingen in unterirdischen Kavernen hoch. Die Bomben trugen Namen: „Achilles“, „Kassiopeia“, „Acaste“, „Penthesilea“ – nur Götter und Sternbilder waren ebenbürtig. Das entsprach der Stimmung der Soldaten. Sie waren stolz auf die Wunder, die ihr Vaterland zu erzeugen vermochte. Es war die Zeit des Kalten Krieges, und es galt auf der Todesspirale immer etwas weiter zu sein als die anderen.

Die Tests haben die Atolle verwüstet. Sie sind noch immer Sperrgebiet. Im Bereich der Sprengungen ist die Oberfläche verglast. Die Feuerzungen haben die Kokospalmenhaine abgefackelt; die Wucht der Explosionen hat die Struktur des Untergrunds zerbrochen, mit der Konsequenz, dass das in der Tiefe verbliebene Plutonium inklusive Spaltprodukte nun sukzessive aus dem wasserdurchlässigen Gestein ausgewaschen wird. Laut Greenpeace sind die Inseln heute nichts anderes als „riesige, unkontrollierte radioaktive Abfallhalden“. Als Spätfolge zeigt sich, dass heute 32 Prozent der an den Tests beteiligten französischen Soldaten an Krebs erkrankt sind. Unter der einheimischen Bevölkerung liegt die Quote noch höher. Was kaum erstaunt: Im Mai 2005 gefundene Dokumente belegen, dass die Armee vor einer Explosion „eine präventive Evakuation aus politischen und psychologischen Gründen“ konsequent ausschloss.

Dass er aufgrund der Strahlenbelastung in Polynesien an Krebs erkrankt ist, kann Jean-Paul Ruet nur vermuten. „Es ist möglich“, sagt er. Beweise hat er keine. Wie auch, wenn die Armee seine medizinischen Daten unter Verschluss hält? Sicher ist jedoch, dass er kurzfristig einer erhöhten Strahlung ausgesetzt war. Nach einem missglückten Test ist die Flugpiste auf Fangataufa mit Trümmern, abgesprengtem Korallengestein und den Resten verbrannter Palmen übersät. Zusammen mit anderen Soldaten muss Ruet die Piste wischen, zwei Tage lang. In Reihen gehen die Männer mit ihren Besen auf und ab. Sie tragen dazu nichts anderes als ein leichtes Kombi, Handschuhe und eine Staubmaske. Eine Dekontaminationsanlage gibt es nicht, nur einen Container, in dem Militärwissenschaftler mittels Spektrometrie die von den Soldaten aufgenommene Strahlung messen. Das interessiert mehr. Als Gegenmassnahme lässt man die Soldaten einzig wissen, sie sollten gründlich duschen.

1992 ist Ruet Installationstechniker auf dem Bau, als er bei der Arbeit verunfallt. Eine Unvorsichtigkeit aufgrund chronischer Übermüdung. Obwohl einige Zeit krankgeschrieben, bleibt er matt und erschöpft. Die Ärzte finden nichts, bis er schliesslich von Kopf bis Fuss untersucht wird. Danach ist die Diagnose klar. Ein Myelom: Die Blutbildung im Knochenmark funktioniert nicht mehr; glücklicherweise behandelbar.

Heute, zwölf Jahre nach der Chemotherapie, gilt er medizinisch als geheilt. Doch das gilt nur für den Krebs. Ruet weiss nicht, was die Strahlung sonst noch in ihm angerichtet hat. Er ist depressiv geworden und braucht Medikamente. Er hat Schmerzen in den Knochen, er hat Muskelkrämpfe, seine Haut zeigt seltsame Veränderungen, und da ist beständig Angst. Sie spiegelt sich in seinen Augen, die durch die starke Brille seltsam vergrössert werden. Sie irren ruhelos, ebenso wie die Hände. Alle paar Sekunden greift Ruet in eine Schale mit Pommes Chips und füttert damit den kleinen weissen Hund.

Die Türglocke geht. Madame Huguette Blanc und Roland Picaud treten auf. Ruets Stimmung ändert sofort. Das gemeinsame Thema, die gemeinsame Betroffenheit erleichtern ihn. Whisky, Porto und Campari kommen auf den Tisch. Huguette Blanc hat vor drei Jahren ihren Mann verloren. Krebs. Auch er war in Polynesien stationiert, ebenso wie Roland Picaud. Picaud sagt, er sei „vergleichsweise“ gesund. Er hat seit Jahren seltsame, plötzlich auftretende Fieberschübe. Bauch und Verdauung schlagen quer, und sein Körper fühle sich an, als „ob er von innen heraus brenne“.

Huguette Blanc lacht gerne. Was ihren Erzählungen einen seltsamen Beigeschmack gibt. Ihr Mann war Soldat auf jenem Schiff, das die auf dem Meer gezündeten Bomben an ihren Bestimmungsort brachte. An neun „Schüssen“ hat ihr Michel teilgenommen. Die Soldaten standen an der Reling der Schiffe und schauten zu, manchmal aus 80 Kilometer Entfernung, manchmal aber auch näher, sodass sie die Druckwelle der Bombe spüren konnten. „Ihren Atem“, wie Ruet anfügt. „Zuerst der Blitz, dann die Hitze, dann der Knall.“ Als Schutzmassnahme hiess man sie, den Kopf auf die verschränkten Arme zu legen, während sie die Hände gleichzeitig in die Taschen stecken sollten. Die drei lachen über die Undurchführbarkeit der Anweisung. Sowieso versuchte niemand sich zu schützen; der Anblick war zu begeisternd, und von Gefahr redete niemand. Dreissig Jahre später dann die Diagnose. Leukämie. „Dabei war Michel nie krank gewesen.“ Ein Jahr später ist er tot.

Roland Picaud, Steward auf einem Marineschiff mit Wissenschaftern an Bord, sah sieben Atompilze aus dem Pazifik wachsen. „Es war die Schönheit der Apokalypse“. Am Tag nach der Explosion fuhr sein Schiff jeweils in die heisse Zone, um die Radioaktivität zu messen. Die Wissenschaftler trugen dabei einen hermetisch geschlossenen Schutzanzug inklusive Gasmasken und Handschuhe. Neben ihnen, genau der gleichen Strahlung ausgesetzt, standen die Soldaten: in T-Shirts und Shorts. Natürlich wunderte sich Picaud. „Aber was sollte ich tun?“

Weil er vermutete, seine Krankheit stehe mit den Atombombentests in Verbindung, nahm sich Ruet nach der Chemotherapie einen Anwalt. Er war einer der ersten, der diesen Schritt wagte und gegen die Armee antrat. Im September 2001 dann der Erfolg: Das

Gericht in Chambéry entschied zu seinen Gunsten; Ruet lebt seither auf Kosten der Armee. Es ist ein äusserst bescheidenes Leben.

Die Richter bestätigten mit ihrem Urteil allerdings nicht, dass Ruet aufgrund der Tests an Krebs erkrankt sei. Vielmehr bestrafte sie die Armee für ihre groteske Politik der Verschwiegenheit: Die Vertreter von „la grande muette“ weigerten sich, die Daten über die spektrometrischen Untersuchungen an Ruet aus der Zeit vorzulegen, in der er möglicherweise verstrahlt wurde. Mittels Spektrometrie wird die von Plutonium und angereichertem Uranium abgesonderte Alphastrahlung gemessen. Diese Daten sind nur mit grossem Aufwand zu erfassen, jedoch weit aufschlussreicher als die Messung der Gammastrahlung, wie sie von den Dosimetern aufgezeichnet wird. Doch die Armee hat sich bislang nur bereit gezeigt, die Werte der Dosimeter herauszurücken, und diese sind im Fall Ruet null. „Wie bei allen“, unterbricht Huguette Blanc. Sie kenne niemanden, dessen Dosimeter überhaupt irgendeinen Wert angezeigt habe. „Weil die Explosionen gar nicht erfasst wurden“, schiebt Picaud nach. Von den sieben Tests, an denen er selbst teilgenommen hat, existiert nur ein einziger Dosimeter-Eintrag. Wert: null. Bei der Beurteilung von Ruets Fall liess sich das Gericht in Chambéry dadurch aber nicht beirren und schloss aus der Verschwiegenheit der Armee, dass der Marinesoldat „einer weit höheren Strahlung ausgesetzt gewesen ist, als es die Experten bekannt geben wollen.“

Inzwischen ist eine Reihe weiterer Entscheide gefallen – mit unterschiedlichem Ausgang. War das Urteil in Sachen Ruet anfänglich eine Ausnahme, folgten die Gerichte bald immer mehr der Linie der Anklage und liessen die Armee wissen, dass man die Krankheitsgeschichten der Veteranen nicht als militärische Geheimnisse zu betrachten gewillt sei. Im Fall des Veteranen André Mézière erkannten Richter im vergangenen Juni nun auch erstmals einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung: Als entscheidend für die Krankheit des Korporals sei „das nukleare Risiko“ zu betrachten.

Seit kurzem bedient sich die Armee nun aber einer neuen Strategie, um die Klagen abzuwenden. Ende August hat das Verteidigungsministerium in drei Fällen gegen seine Verurteilung appelliert – mit der Behauptung, dass die „Krankheiten später als 90 Tage nach Ende des Militärdienstes“ gemeldet worden seien. Ein Argument, das in seiner Dürftigkeit kaum zu überbieten ist: Zu den heimtückischen Erscheinungen radioaktiver Verstrahlung gehört es, dass sich die Folgen oft erst mehrere Jahrzehnte später zeigen.

Allein bis anfangs Oktober 2005 sind nun in den verschiedenen Regionen Frankreichs ein halbes Dutzend Fälle traktandiert. Sie werden zeigen, wie weit die Macht der Armee reicht und ob ihre neue Taktik verfängt oder nicht. Der Pariser Anwalt Jean-Paul Teissonnière, erfolgreich in Asbestprozessen und von den Veteranen-Organisationen mit ihrer Sache beauftragt, glaubt nicht daran: zu offensichtlich ist die Lage, zu unhaltbar die Argumentation. Er geht nun mit einer Sammelklage gegen die Armee vor. Bis anhin

umfasst sie kanpp 150 Fälle. Kommt Teissonnière damit durch, haben die betroffenen Soldaten und die anderen damals in Polynesien tätigen französischen Staatsangehörigen eine erheblich grössere Chance, für die Spätfolgen ihres Aufenthaltes im Höllenparadies entschädigt zu werden. Es sind insgesamt 82'000.